

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 18. März 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 29.

## Kinderaugen.

Von Dedula Silbigen.

Lichte, blaue Augen,  
Frühlingshimmel gleich,  
Stimmen meine Seele  
Heut so hoffnungreich.

Lange suchst' ich, lange,  
Nach dem höchsten Werth,  
Den in ihren Weiten  
Birgt die schöne Erd'.

In den Kinderaugen  
Hab' ich ihn erkannt:  
's ist die reine Seele  
Aus des Schöpfers Hand.

## Der Gemeindefeind.

Eine italienische Dorfgeschichte. Von Hubert Schmitz, Rom.

Roccacannuccia (Krähwinkel) war vor dem Bau der Eisenbahn ein Dorf von Bedeutung gewesen; denn die Diligence hatte stets hier die Pferde verschaukeln lassen müssen, um sie für den Aufstieg zur nahen Stadt zu häften. Mit der Eisenbahn, die dem kleinen Ort keine Station hatte schenken wollen, war er zugezogen Bedeutungslosigkeit verurteilt worden, ein Schicksal, das seine Bewohner mit unheilbarer Verzweiflung erfüllte.

Da geschah das Wunderbare! Eines Morgens um 8 Uhr brachten zwei Bauern, die von der Provinzhauptstadt kamen, die Nachricht, daß in der Nacht in der Nähe von Roccacannuccia während der Fahrt ein Passagier in einem Abteil erster Klasse ermordet worden sei, vom Thäter aber jede Spur fehlte.

Sofort belebte sich das einzige Cafe, und das Präsidium der illustren Versammlung, die sich so schnell gebildet hatte, übernahm der Gerichtsschreiber a. D. Lorenzo Sparvoli. Als er den grauen Fall lange und tief-sinnig erörtert hatte, resümierte er seine Ansicht in den Worten: „Ein Stich ins Auge? Der Mörder ist ein Metzger.“

Wleich darauf setzte sich der pensionierte Gerichtsschreiber an die Spitze einer hundertköpfigen Expedition, die in der Nähe des Thätortes Votafalgenstein abhalten sollte. Gegen 10 Uhr kam die heroische Stunde des Führers. Ein Junge sprang hinter dem nächsten Wärdhäuschen hervor und schwenkte triumphierend einen Hut. „Wo lag er?“ „Auf der Wiese.“ „Signor Sparvoli unterfuchte das Korpusbesti ernst und nachdrücklich, während die anderen die Hälse reckten und den Athem anhielten. „Er hat im Futter goldene Anfangsbuchstaben und wurde in Venedig fabriziert. Es kann der Hut des Opfers sein!“ „Der des Mörders!“ „Ein Metzger trägt nicht einen solchen eleganten Hut! Wir müssen ihn zur Stadt bringen.“ „Nein, nach Rom schicken!“ Doch Signor Sparvoli sagte: „Mein Sohn, bringe den Hut dorthin zurück, wo du ihn gefunden hast!“ Der Knabe führte den Befehl aus.

Nun erwählte sich Signor Sparvoli vier Männer, schrieb ihre Namen auf und beauftragte sie, Wache zu stehen, damit der Hut nicht von der Stelle gerückt werde. Den ganzen Vormittag und den Mittag erfüllten die Schildwachen ihre Pflicht, und als gar der Wind drohte, den Hut fortzunehmen, nahmen sie noch vier Gehehlen, die ein Tuch über den Hut spannen und festhalten mußten.

Nach 3 Uhr erschienen der Amtsrichter, der Polizeikommissar, der Karabinerkapitän. Der Richter nahm die Hutwächter als künftige Prozeßzeugen in Pflicht und fequestrirte den Hut, den er mit sich zur Stadt nahm. Die anderen Respektspersonen inspizierten, der eine nördlich, der andere südlich, die Eisenbahnstrecke.

Am anderen Morgen erschien der Richter wiederum in Roccacannuccia, aber ohne den Hut. Hinter ihm drein folgten in zwei Wagen zehn Personen. Es waren Journalisten, die sofort das Feld photographirten, wo der Hut gefunden worden war, und alle Bürger ausfragten. Dabei erzählten sie den guten Dörflern alles, was sie von dem Verbrecher wußten, oder sich selbst vorphantasirten. Zu sich selbst aber sagten sie: „Die dummen Bauern wissen gar nichts!“ Das hörte der eine oder der andere von diesen, und solche Einschätzung ihres Wertes that ihnen weh. Sie besprachen die Sache

im Cafe und in der Apotheke, während die römischen Zeitungen mit den Mordberichten vorgelesen wurden, und ihre Brust schwoh, als sie hörten, wie der Name ihres Heimathortes so oft genannt war.

Der erste Trupp Journalisten fuhr bald darauf zur Stadt, um zu telegraphiren. Nachmittags trafen fünf neue Journalisten ein. Diesen gegenüber rächten sich die Dorfbürger für die Niederlage des Morgens, indem sie nun selbst Phantasien zum besten gaben, die nicht schlechter waren als die, so sie am Morgen von den anderen Tageschreibern vernommen. Zu den Gesprächigen gehörte Romolo Spacco, der Scheeren-schleifer.

Unter dessen waren auch der Richter und der Polizeikommissar in das Cafe gekommen, wo der Scheeren-schleifer seine großen Reden hielt. Der Richter sagte zum Kommissar, der anderer Meinung hatte sein wollen, voller Bestimmtheit: „Und ich bleibe dabei, der Mörder ist von hier!“ Der Cafetier, der Tabakhändler, der Gastwirth hatten diese Ansicht auch schon ausgesprochen. Roccacannuccia hatte also alle Aussicht, berühmt zu werden.

Als der Richter die allgemeine Meinung nochmals als die seine wiederholte, schnappte der Scheeren-schleifer dazwischen: „Und wenn er nicht von hier ist, so ist es nicht schwer, hier einen falschen zu finden.“ „Wer seid Ihr?“ „Ich bin der Richter, indem er ihn scharf fixirte. „Einer, der sich auf Messer versteht!“ Die Umstehenden lachten. Spacco erklärte darauf, daß er Scheeren-schleifer sei. „Wohnt Ihr hier?“ „Wenn ich nicht gerade auf der Straße bin.“ „Wann seid Ihr angekommen?“ „Ja, wenn ich Eure Uhr hätte, könnte ich Euch das gleich sagen.“ „Du sprichst mit dem Richter! Mach keine Dummeheiten!“ „Ach was, Dummeheiten! Ich spreche, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ist mir das vielleicht nicht erlaubt?“ Das kam sehr drohend heraus.

Niemand lachte mehr. Es entstand eine Leere um die beiden. „Komm mit mir!“ sagte der Richter erregt. Der Polizeikommissar ergriff Spaccos Arm. Spacco mußte mitgehen bis zum Hause des Gerichtsschreibers. Auf dem Wege fand er seinen gewohnten Humor wieder und sagte: „Ich verstehe jetzt, Ihr glaubt, ich wäre ein Verwandter des Ermordeten!“

Um das Haus des Gerichtsschreibers sammelte sich indessen eine große Menge. Nach einer Viertelstunde erschienen dieser draußen und fragte: „War der Spacco nicht Metzger, ehe er das Scheeren-schleifen anfang?“ „Ja, er war Metzger, aber hier im Ort wird schon seit Jahren nicht mehr geschlachtet!“ „Bravo!“ versetzte der Gerichtsschreiber und lehrte strahlend ins Haus zurück.

Eine halbe Stunde später fuhr Spacco, von zwei Karabinieren begleitet, nach der Stadt, aber das Lachen hatte er verlernt. Seine Mitbürger begleiteten seine Abführung mit eisigstem Schweigen.

Aber war das ein Fest anderen Tages! Durch den Scheeren-schleifer wurde das Dorf weltberühmt. Die Sensationspresse brachte nicht nur die Biographie des Verhafteten, sondern erging sich auch in den überschwänglichen Hymnen über die Schönheit seiner Heimath, die als Eldorado für Sommerfrischler gepriesen wurde.

Fünf Tage dauerte die Herrlichkeit. Am sechsten kam Spacco plötzlich nach dem Dorf zurück. Der Tabakhändler erklärte ihn zuerst und stellte ihn ent-rüstet zur Rede. „Sie haben mich um Entschuldigung gebeten“, erwiderte Spacco. „Bist du es denn nicht gewesen?“ „Ja? Hast du denn das geglaubt?“ „Gott verb...“, fluchte der andere und wandte dem Heimkehrenden den Rücken.

Bald wußte der ganze Ort die un-willkommene Mär. Alle wandten sich von dem Verbrecher ab. Der Gast-wirth, bei dem er sonst seinen Karren untergestellt hatte, kündigte ihm, der Spezereihändler entzog ihm die Kund-schaft und der Tabakhändler, der die Unzufriedenen zu einer kleinen Armee vereinigt hatte, zog ihm an deren Spitze entgegen und herrschte ihn mit der Frage an: „Wann haben sie dich freigelassen?“ „Gestern Abend.“ „Und wissen es schon alle?“ „Jawohl! Es steht schon in der Zeitung!“

Das war die Katastrophe! Den Leuten von Roccacannuccia schien es plötzlich, als wenn ihre Heimath von der Landkarte verschwunden wäre.

Als die Stunde nahte, wo in den Tagen des Ruhmes die Zeitungen und ihre Schreiber anzukommen pflegten, heute aber alles ruhig blieb, sagte einer der hitzigsten Mitbürger den Scheeren-schleifer am Arm und trachtete vor Wuth: „Könntest du denn nicht Gesandniß ablegen? Hast du nicht den Wuth gehabt, zu bekennen? Willst du uns denn ganz ruiniren?“ „Ich euch ruiniren?“ „Meinst du, ich hätte Angst, und du könntest mich abstechen, wie den andern?“ Damit stieß er ihn von sich. Und die andern hinterdrein: „Kanaille, Schuft, Lügner! Laß dich hier nicht mehr bliden!“

Spacco, hin und her gestoßen, schleppete sich und seinen Karren vor das Dorf, dessen Thüren und Fenster von wüthendem Volk gefüllt waren, das ihm Flüche und auch Steingrüße nachsandte. Humpelnd und leise vor sich hinweinand, schlich der Verbannte fort. In einem Kreuzwege hielt er, wandte sich um, erhob die zitternde Faust und rief mit heiserer Stimme: „Ihr Mörder!“

## Nach der Sintfluth.

Müßlich bequemt sich die Seine wieder in das steinere Panzerleichen der Ufermauern zurück, das ein einiger mächtiger Athemzug des überschwel-lenden Stromes gesprengt hatte. Gro-lend, wie Besessene rauschen die rei-chen Wogen unter den standhaften Brücken, denen der wilde Ansturm nichts anhaben vermochte, hindurch, bis hinter den Festungswällen der Stadt das flache Land sich ausbreitet, ein unendlicher freier Tummelplatz für das Spiel der Wellen. Eine klare, kalte Winter Sonne leuchtet auf Paris hernieder und lodt hinaus ins Freie, lodt, den meiwärts strömenden Was-ser zu folgen. In Fitzadwegen geht's dem Giebel des Saint-Lovjare-Bahnhofes zu, dessen breite Einfahrts-plätze ein malerisches Bild der Vermü-ndung bieten: gewaltige Böcher, klaffen-de Risse im Straßenpflaster, als hät-ten Granaten eingeschlagen; auf dem gesprungenen Boden, den noch gefro-rene Tümpel bedecken, liegen Boote auf dem Trodden, gleich Fischen, die eine Fluthwelle auf den Strand geworfen.— Der Zug, der uns entführen soll, steht noch nicht auf dem Geleise. Nacht nichts! Sein Vorgänger nimmt uns freundlich mit, der längst, seit einer halben Stunde mindehens, den Bahn-hof hätte verlassen sollen. Langsam rumpelt er mit seinen vorstirnflulichen zweiflügeligen Vortragnen durch den tiefen Bahneinschnitt der unteren Seine zu, überquert auf der Eisenbrücke, die wenig über den Wasserspiegel reicht, den mairfährlich breiten Strom, und wir sind am Ziel. Anziers! Der Bahnhof des freundlichen Villenortes ist heute nicht mehr, wie vor zwei Ta-gen, eine nur durch Holzbrücken erreich-bare Insel. Trocken Fußes durch-queren wir den oberen Teil des Ortes. Am Eingang eines steil abfallenden Steiges hält uns ein Militärposten an und verlangt Legitimationspapiere. Die vom Raubgefeindel der Großstadt und den Flußpiraten der Seine arg heimgefügten Vororte stehen unter un-erbittlich strengem militärischem Re-gime. Niemand darf sich den über-schwemmten, menschenverlassenen Stra-ßen nähern, ohne vom Maire des Or-tes eine schriftliche Erlaubniß zu ha-ben. Wer auf Anruf nicht steht, hat Schlimmes zu gewärtigen. Seit die Apachen das überfluthete Flachland zum Ziele ihrer Plünderungszüge ge-macht haben, wird in den gefährdeten Dörfern nicht mehr lange gesacht. Auge um Auge! Zahn um Zahn!

Wir stoßen vom Lande. Blät-schernd greifen die Klüder ins schmutzige Wasser, das mit kaum sichtbarer Strömung zwischen den zweiflügeligen, freundlichen Landbauern hindurchglei-tet. Da und dort ragt ein Schild freundlich ein, eine leere Wohnung zu mietben, aber das Angebot lodt uns we-nig. „Einfahrt für Fuhrwerke ver-boten!“ steht auf einem Schilde am Eingang des schmalen Sackkanals zu lesen. Je weiter das Boot uns trägt, desto feltamer wird uns in dieser to-ten, lautlosen Stadt zumuthet; nirgends eine Menschenseele; kein Hundgebell, kein Gackern der Hühner. — Nun öff-net sich beim Einbiegen in eine neue

Straße der Blick auf den Strom; noch ein paar Ruderschläge, und das Boot-haus, dessen schmude, breite Terrasse im oberen Stockwerk wie die Platt-form eines vorgeschichtlichen Pfahlbaus in kurzem Abstand über dem Wasser liegt, ist erreicht. Auf schwankenden Brettern geht's zur Pforte, die einen tiefen Bückling vom Eintretenden for-dert. Noch ein paar Stufen, und wir stehen oben im freundlichen Klub-zimmer, das heute dem Bootswart, seiner Frau und Schwester zur Behau-sung dient; die drei hüten tapfer das Eigentum des Klubs vor räuberischen Angriffen der Fluthwüter. Im Kamin flammen mächtige Holzklößen, aus der Seine gefischt; der Rauch des feuchten Holzes bringt Geiz und die Augen. Mit frühlichem Gewedel begrüßt der Pinfcher Tom, der Klublöter, die will-kommenen Gäste, und in der Ecke schmurt und spinn ein mächtiger Ra-ter. Er fühlt sich als Held, denn er hat zweimal die Fluten durchschwo-mmen. Nicht alle seines Geschlechts wa-ren gleich tapfer. Aus vielen verlas-senen Häusern des Ortes ertönt von Zeit zu Zeit verzweifelte Mienen halbverhungertes Thiere, die von ihren Herren schände im Stich gelassen wur-den; auch Hundgebell bringt dann und wann schmerzlich schneidend durch die Stille. Von der Klubbterasse er-öffnet sich über die aus dem Wasser ragenden lahlen Kronen der Uferbäu-mer hinweg ein grandioser Blick auf den breit dahinjziehenden Strom. Jen-seits zeichnen sich die überschwemmten massigen Gebäude der Automobilfabrik Clement-Bahard vom grauen Winter-himmel ab; deutlich trägt der Wind das stampfende, taktmäßige Geräusch der gewaltigen Dampfmaschinen zu uns herüber; aus dem hohen Schornstein quillt bieder, schwarzer Qualm, doz-wigeln steigen zischend weiße Dampf-wolken aus den Pumpenhäusern empor. Zur Linken braust ein Bahnzug über die flach auf der Seine liegende Brücke; rechts wiegen sich, vom Strome ge-schüttelt, die Räume eines über-schwemmten Zinfelens hin und her; zwischen ihnen blinken die Siebelspi-gen verunkelter Häuser. —

Weit anders sieht's heute aus als im Herbst vor zwei Jahren, wo wir früh-lich taselnd auf der nämlichen Terrasse saßen und nachher auf schauendem Motorboot hinter den weisfabrenden Klubmannschaften der Pariser und Frankfurter dreinsetzten, mit Zuruf die Kämpfenden zur Hergebe der lehten Kräfte spornend! Eine gewaltige Menschenmenge fuhr und lief den Kai entlang, den heute das Wasser noch über Mannshöhe deckt, und lärnte und schrie; dazu heulten auf dem Fluße die Dampfpeisen der Schlepper, und rings auf der Wasserfläche herrsch-te buntes, fröhliches Gemümmel son-n-täglicher Menschen. Jetzt war auf der ganzen Fläche kein menschliches Wesen zu erblicken, außer einem un-ferer Begleiter und dem braven Bootswart, die mitten in reißenden Strome nach Treibholz angelten; in ihrem horstigen Pelzwerk glitzten sie, als sie so die schwimmenden Balken vom pri-mitiven Flachboote aus harpunierten und an Bord zogen, urzeitlichen Menschengeschöpfen, wie sie vor etlichen zehntausend Jahren am Ufer des Flu-sses gehaubt haben mögen.

Im Bankeffical oben, wo die schim-mernden Klubbtröphen stehen und rings an den Wänden Photographien und Klubflaggen, auch die der Fran-furter Germania, grüßen, tredebnt zu des Bootswarts Frau am flammenben Kaminfeuer einer feurigen Grog, und dann geht's wieder über die wippenben Bretter in den leichten Kahn, der jeht mit uns taiahwärts treibt, zusammen mit all den Planten, Früchten, Flaschen und Hausrath, die treifend thalabwärts fahren. Linaas des Kais wieder das gleiche trübe Bild trostloser Dede und Verlassenheit. Eine der Kneipen, vor denen zur Sommerzeit fröhliches Le-ben herrscht, löht durch zerplungene Scheiben in ihr Inneres schauen, wo Stühle und Tische auf der Oberfläche des Wassers treiben. Die glänzenben Klößen auf dem hohen Schenklisch stehen ihre goldenen und silbernen Hälse aus dem trüben Sumpfe empor. In einzelnen Gebäuden ist ein Wächter zurückgeblieben; im obersten Stockwerk öffnet sich ein Fenster, und man taucht Grühe und Zuruf mit dem einamen Robinson, der wohlverproviantirt und schwer bewaffnet Tag und Nacht Wacht an der Seine hält. Ab und zu treuzt unter Nachen ein Militärboot, von einem Leutnant oder Hauptmann befehligt. So etwas wie Wildwest-stimmung liegt über der Landchaft und weht romantische Empfindungen aus der Knabengeit. Freilich — Fenimore Coopers Apachen haben mit dem vertommenen Großhadtgefeindel, das die Noth der Mitbürger zu feigen

Ueberfällen mißbraucht, nicht viel gemein: man kann die Wuth der Vorort-ler gegen die Invasion dieser Pariser Schwarzfußindianer nur zu gut begrei-fen und würde als Zeuge eines der vie-len Lynchgerichte, die bereits vollzogen wurden, kaum versucht sein, zu inter-veniren.

„Land! Land!“ Durch eine Sei-tenstraße hält unser Nachen darauf zu; die Anfahrt ist flach; so müssen die Passagiere über eine bretterne Brücke den festen Boden gewinnen. Mit ein-em herzhaften Satz springt das Bootswarts Schwester, die uns beglei-tet hat, auf das Pflaster. Seit zehn Tagen hat sie, wie sie erklärt, zum er-sten Male ihren Pfahlbau verlassen und das Festland betreten. Auch hier empfängt die Fahrer das kritische Auge der Polizei und der Flußwäch-ter; neugierig gaffend steht allerhand Volk mit mißvergnügten Mienen auf dem Anfahrtsplatz. Die Vorortler der unteren Seine sind den Pariseren nicht grün. Sie behaupten, der Deich-bruch dort unten, der die ganze Gegend unter Wasser setzte, sei das Werk der Pariser, die, um ihre Stadt zu retten, gleichmütig die tiefergelegenen Orte geopfert hätten. Das ist Unsinn, aber er haftet fest in den bedrückten, eigen-sinnigen Gemüthern. Und die reichen Spenden, die aus Paris kommen, gel-ten den armen Leuten nicht als Liebes-gabe, sondern als schäbige Abschlags-zahlung für das vermeintlich zuge-fügte schwere Unrecht. Es ist tröst-lich, für erlittene Noth greifbare Prü-geknäben zu haben.

Dr. Emil Schulz.

## Europäische und amerikanische Eisenbahnsignale.

Es ist in letzter Zeit gar nicht selten vorgekommen, daß die Amerikaner, die den technischen Fortschritt auf manchen Gebieten beinahe gepachtet zu haben glaubten, nicht nur eigentliche Erfin-dungen, sondern auch andere technische Einrichtungen von Europa übernom-men haben. Jetzt ist auch der erste Schritt dazu gethoben, die amerikani-sche Art der Eisenbahnsignale abzu-schaffen. Wenn man auch in Deutsch-land mit den Eisenbahnsignalen noch nicht ganz zufrieden ist, so haben sie sich doch im allgemeinen bewährt. Man kann sich auch kaum denken, daß zwi-schen den weißen, rothen und grünen Lichtern der Signallaternen Ver-wechslungen so oft vorkommen kö-nen. Das Weiß ist nur auf die Vor-signale und auf die Rückseite der Haupt-signale beschränkt, also auf die Fälle, in denen das Licht unbeachtet bleiben kann, so daß die Aufmerksamkeit sich nur auf die Unterscheidung von Roth und Grün zu richten hat. In Ameri-ka ist das anders, indem dort eine wei-ße Laterne freie Fahrt anzeigt. All-mählich ist auch bei den amerikanischen Eisenbahnleuten die Ueberzeugung durchgedrungen, daß diesem Umstand ein großer Theil der Verantwortung für die erschreckend große Zahl von Eisenbahnunfällen in den Vereinigten Staaten zur Last zu legen ist. In der That scheint es kaum begründet, wie man ein weißes Licht zur Bezeich-nung für freie Fahrt hat wählen kö-nen, da dann doch durch jede einfache Laterne eine Täuschung hervorgerufen werden kann. Solche Verwechslungen kommen nach den Berichten in jedem Monat mehrmals vor, wobei nur die Fälle berücksichtigt sind, in denen die Täuschung der Lokomotivführer durch Lichter in benachbarten Häusern zu wirklichen Unfällen geführt hat. Jetzt will die New York Central Railway als erste das weiße Licht abschaffen, und schon haben auch andere Gesell-schaften die Absicht, diesem Beispiel zu folgen. Dennoch scheint man sich nicht entschließen zu wollen, die europäische Laterne einzuführen, sondern man wird statt ihrer eine gelbe Laterne wählen, was nicht gerade als eine grünlische Verbesserung betrachtet werden kann, weil dabei die Gefahr von Verwechslungen immer bleiben wird.

## Drahllose Schiffswarnungen.

So lange die Marconi-Gesellschaft ge-wissermaßen das Monopol für den Funkenverkehr besaß, vermochten die Vortbeile dieses, an feinerlei Leitungen und stationäre Empfangs-Einrich-tungen gebundenen Nachrichtenmittels kein Gemeingut aller seefahrenden Na-tionen zu werden. Setidem aber in allen größeren Staaten selbständige Radiotelegraphie-Gesellschaften ins Leben traten, da begannen die Erun-genschaften dieses technischen Spezial-gebietes ziemlich allgemein zur Erich-tung von Nachrichtenstationen an den Weltküsten heute bereits über 700 Warnungsämter verfügt, durch die die

eigene Position, der richtige Kurs, die Distanz vom Ziele kontrollirt und wichtige Nachrichten zwischen dem fahrenden Schiffe und dem festen Lande ausgetauscht werden können. Auf diese Weise wird in Zukunft manchem Schiffsunfall vorgebeugt sein.

Oft muß der Signalverkehr auf ziemlich komplizierte Weise eingeleitet werden. So befand sich beispielsweise der deutsche Dampfer „Kaiser Wil-helm der Große“ im Rebel dicht vor Kap Vizard, der Südwestspitze Eng-lands, und da es dessen Nebelsignale nicht vernimmt, wird vermuthet, daß das aus Amerika kommende Schiff den Kanal noch nicht angefahren habe. Zur Feststellung der Position wird mit dem Schiffapparat eine Anfrage an unbe-kannt hinausgesendet, wo man sich wohl befindet und gleichzeitig mit allen Dampfsirenen das vorgeschriebene Nebelsignal abgibt. Nach wenigen Minuten registriert der Schiffsemp-fangapparat das Signal: „Hier Vi-zard, ich höre deine Sirenen genau aus Süden“, worauf die genau Positions-angabe folgte. Nach einigen weiteren Anfragen und Antworten dampft das große Schiff mit wesentlichlich be-richtigtem Kurse aus genau festgelegter Position seinem Reifeziele Hamburg zu. Ohne diese Warnung wurde der Dampfer vielleicht bei Start Point ge-strandet. Auch in der Straße von Gibraltar, der Enge von Messina, dem Kanal von St. Bonifazio, sowie in anderen viel befahrenen Passagen, wird die Radiotelegraphie nach Aus-bau der projektierten Warnungsstatio-nen eine größere Sicherheit des See-verkehrs herbeiführen. Mit der Zeit wird es dann hoffentlich so weit kom-men, daß navigatorisch unsichere Durchfahrten überhaupt erst nach vor-bergehender Verifizierung von Schiffen-ort und Kurs im radiotelegraphischen Wege angefahren werden dürfen. Es wird dann ähnlich wie bei der Eisen-bahn auch ein Gefahren zu geben sein, ob in einer engen Hafeneinfahrt die Pas-sage frei ist, ob Schiffahrtshindernisse zu gemärtigen, ob Lootsen erhältlich sind usw.

Solche sofortige Warnungen sind viel werthvoller, als die erst durch ver-späriete Rundmachungen bekannt ge-machten Nachrichten für Seefahrer. So sollten alle großen Leuchfeuer und Feuer-schiffe mit Einrichtungen für drahtlose Telegraphie ausgerüstet wer-den, um auf viel größere Entfernun-gen als die höchstens 30 Seemeilen be-tragende Sichtbarkeitsgrenze der Licht-quellen hinweg, ihre Warnungssignale bei Nacht, Sturm oder Nebel vermit-teln zu können. Durch die Verbesse-rung des Signalverkehrs im Wege der lösenden Funken ist auch für die not-wendige Störungsfreiheit genügend vorge-sehrt.

## Mußt und keine Geschäfte.

Franz Vizt kam gerade von seinem großen italienischen Triumphzug zu-rück, als ihn Fürst Metternich bewog, seiner Gemahlin Melanie einen Besu-uch zu machen. Vizt willfahrte auch der Bitte. Er machte der Fürstin keine Aufwartung, während sie eine Ge-fellschaft von Damen der Aristokratie um sich versammelt hatte. Die Für-stin empfing den Künstler mit den Worten: „Nun, haben Sie in Italien gute Geschäfte gemacht?“ „Ich machte Muft, Madame, und keine Geschäfte“, entgegnete Vizt, verbeugte sich und verließ sofort die Gesellschaft.

## Einfache Erklärung.

Söhnchen: „Was ist ein Spetulant, Papa?“ Vater: „Jemand, der zur Börse geht und sein Geld verliert.“ Söhnchen: „Und was ist Finanz-zier?“ Vater: „Jemand, der auch hingeht und gewinnt.“

## Gute Ausrede.

Befuch: „So, Amalie, nun haben wir Kaffee getrunken, nun werde ich Dir etwas vorlesen.“ Hausfrau (angstvoll): „Nein, auf keinen Fall! Mein Mann hat aus-drücklich gewünscht, dabei zu sein, wenn Du singst.“ Befuch: „Nun, dann wollen wir so lange warten, bis er nach Hause kommt. Wo ist er denn?“ Hausfrau: „In Nizza, aber er kommt schon in drei Wochen zurück.“

## Natürliche Folge.

„Wie geht es denn den Lehmanns, die sich kürzlich verheiratet haben? Die wollten sich ja vor Liebe immer aufessen.“ „Sie haben sich gegenseitig schon im Wagen.“